

ELIZABETH GEORGE

EIN INSPECTOR-LYNLEY-ROMAN

WER DIE
WAHRHEIT
SUCHT

GOLDMANN



Elizabeth George

Wer die
Wahrheit sucht
Ein Inspector-Lynley-Roman

Deutsch
von Mechtild Sandberg-Ciletti

GOLDMANN

Buch

Der Millionär und Mäzen Guy Brouard plant auf der britischen Kanalinsel Guernsey ein Museum zum Gedenken an die deutsche Besatzung im Zweiten Weltkrieg. Doch schon einen Tag, nachdem er die Baupläne des amerikanischen Architekten vorgestellt hat, wird Brouard ermordet am Strand aufgefunden. Die junge Fotografin China River, die gemeinsam mit ihrem Bruder Cherokee die Architekturpläne von Kalifornien nach Guernsey gebracht hat, wird unter Mordverdacht verhaftet, nachdem man ihre Spuren am Tatort gefunden hat.

Cherokee bittet ihre Londoner Studienfreundin Deborah, vor Jahren mit Thomas Lynley liiert und mittlerweile mit dessen engstem Vertrauten Simon St. James verheiratet, um Hilfe. Deborah glaubt nicht an Chinas Schuld. Gemeinsam mit ihrem Mann Simon stellt sie auf Guernsey eigene Nachforschungen an – und stößt dabei auf eine ganze Reihe von Personen, die auf irgendeine Weise in den Mord verstrickt sind: Brouards Exfrau, sein Sohn, seine junge Geliebte, seine Schwester, seine jugendlichen Schützlinge und nicht zuletzt der benachteiligte einheimische Architekt. Als auf einmal ein rätselhaftes Gemälde auftaucht, nimmt der Fall eine neue Wendung. Simon kommt auf die Idee, dem Mörder eine Falle zu stellen. Ohne zu ahnen, dass er damit seine Frau Deborah in Lebensgefahr bringt ...

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel »A Place of Hiding«
bei Bantam Dell Random House Inc., New York.

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt
und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen
unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie
die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung,
Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche
Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form,
ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen
nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der Penguin
Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28,
81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2003 by Susan Elizabeth
George

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by
Blanvalet Verlag, in der Penguin Random House
Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Str. 28, 81673
München.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: Robert Smith/Alamy Live News/Alamy

Stock Foto; FinePic[®], München

ISBN 978-3-641-21352-7

V006

www.goldmann-verlag.de

Dieses Buch handelt von Geschwistern.
Ich widme es meinem Bruder
Robert Rivelle George
in Liebe und Bewunderung für seine Begabung,
seinen Geist und seine Klugheit.

»Wir leben doch davon, dass der Freund den Freund verrät.
Ist das recht gehandelt?
Ich sage dir, wir sind kaum besser als die Politiker.«
John Gay – *Die Bettleroper*

Inhaltsverzeichnis

Copyright

Widmung

MONTECITO, KALIFORNIEN - 10. November, 14 Uhr 45

INSEL GUERNSEY Ärmelkanal - 5. Dezember, 6 Uhr 30

LONDON - 15. Dezember, 23 Uhr 15

- 1
- 2
- 3
- 4
- 5
- 6
- 7
- 8
- 9
- 10
- 11
- 12
- 13
- 14
- 15
- 16
- 17
- 18
- 19
- 20
- 21
- 22
- 23
- 24
- 25
- 26

27

28

29

30

31

32

Danksagung

MONTECITO, KALIFORNIEN

10. November, 14 Uhr 45

Die Santa-Ana-Winde sind der Feind jedes Fotografen. Aber wie sollte man das einem egozentrischen Architekten beibringen, der fest glaubte, sein ganzes Renommee hänge davon ab, dass genau heute fünftausend Quadratmeter Bauland in Hanglage für die Nachwelt – und den *Architectural Digest* – im Bild festgehalten wurden. Alles Bemühen, ihm das zu erklären, wäre sinnlos gewesen, denn erreichte man, nachdem man mindestens zehnmal falsch abgebogen war, endlich den Treffpunkt, hatte man sich bereits verspätet, er war wütend, und der trockene Wind wirbelte schon solche Mengen Staub auf, dass man nur noch den Wunsch hatte, so schnell wie möglich zu verschwinden. Das ging aber nur, wenn man sich nicht erst lange mit ihm herumstritt, ob man die Aufnahmen überhaupt machen sollte. Also fotografierte man eben, ohne Rücksicht auf den Staub und die Steppenhexen, diese vom Wind getriebenen Knäuel aus vertrocknetem Unkraut und Pflanzenresten, die eigens von einem Team für Spezialeffekte importiert schienen, um eine kalifornische Parade-Immobilie mit Meeresblick im Wert von mehreren Millionen Dollar aussehen zu lassen wie Barstow im August. Und ohne Rücksicht darauf, dass einem die Staubkörner unter die Kontaktlinsen krochen, sich die Haut anfühlte wie aufgerautes Leder und das Haar wie verbranntes Heu. Wichtig war nur der Job; er war das Einzige, was zählte. Er finanzierte China Rivers Leben, und darum musste er getan werden.

Aber Spaß hatte sie dabei nicht. Als sie die Arbeit beendet hatte, waren ihre Kleider und ihre Haut von einer dicken Staubschicht bedeckt, und sie wollte – abgesehen von einem großen Glas eiskalten Wassers und einem ausgedehnten Bad in einer kühlen Wanne – nur eines: weg von hier, runter von diesem Hügel und zum Strand. Darum sagte sie: »Das wär's dann. Die Abzüge können Sie sich übermorgen ansehen. Ein Uhr? In Ihrem Büro? Gut. Ich werde da sein.« Sie ging,

ohne dem Mann die Chance zu einer Erwiderung zu geben. Seine Reaktion auf ihren abrupten Abgang war ihr ziemlich egal.

In ihrem museumsreifen Plymouth fuhr sie den Hang wieder hinunter, auf einer gut geteerten, glatten Straße, denn Schlaglöcher wurden in Montecito nicht geduldet. Der Weg führte sie an den Häusern der Superreichen von Santa Barbara vorbei, die ihr behütetes Luxusleben hinter hohen Mauern mit elektronisch gesteuerten Toren führten, wo sie in Designerpools badeten und sich danach mit Frotteetüchern abtrockneten, die so weich und weiß waren wie der Schnee in Colorado. Sie bremste gelegentlich aus Rücksicht auf einen der mexikanischen Gärtner, die hinter diesen schützenden Mauern schufteten, oder auf ein paar halbwüchsige Mädchen, die in eng sitzenden Bluejeans und knappen T-Shirts hoch zu Ross dahergaloppierten. Das Haar dieser Mädchen schwang im Sonnenlicht. Alle trugen sie es lang und glatt und glänzend, wie von innen heraus erleuchtet. Sie hatten eine makellose Haut und perfekte Zähne. Und nicht eine von ihnen hatte auch nur ein Gramm unerwünschtes Fett auf dem Körper – ganz gleich, wo. Wie auch? Nicht ein Milligramm zu viel konnte sich länger halten als die Viertelstunde, die sie brauchten, um auf die Badezimmerwaage zu steigen, einen hysterischen Anfall zu bekommen und sich über die Toilette zu werfen.

Einfach erbärmlich, dachte China, diese verwöhnte, magersüchtige Bande. Und was es für die kleinen Gänse noch schlimmer machte: Ihre Mütter sahen wahrscheinlich genauso aus, die perfekten Rollenvorbilder für ein Leben, das aus Fitnesswahn, Schönheitsoperationen, täglichen Massagen, wöchentlicher Maniküre und regelmäßigen Sitzungen beim Analytiker bestand. Es ging doch nichts über einen zahlungskräftigen Versorger, dem das Äußere seiner Frauen das Wichtigste war.

Wenn China in Montecito zu tun hatte, war es jedes Mal das Gleiche, sie konnte nicht schnell genug wieder wegkommen. Heute erging es ihr nicht anders. Und der Wind und die Hitze dieses Tages trieben sie zusätzlich an, diesen Ort möglichst schnell hinter sich zu lassen. Sie drückten auf ihre Stimmung, und die war ohnehin schon

übel genug. So etwas wie ein allgemeines Unbehagen belastete sie, seit heute Morgen der Wecker geklingelt hatte.

Nur der Wecker. Nicht das Telefon. Das war das Problem. Gleich beim Erwachen hatte sie automatisch den Drei-Stunden-Sprung errechnet: zehn Uhr in Manhattan. Warum hatte er noch nicht angerufen? Und in den darauf folgenden Stunden bis zu ihrem Aufbruch nach Montecito hatte sie fast unablässig auf das Telefon gestarrt und innerlich gekocht, was bei beinahe sechsundzwanzig Grad morgens um neun Uhr keine Kunst war.

Sie hatte versucht, sich zu beschäftigen. Sie hatte den ganzen Garten vorn und hinten und sogar den Rasen mit der Kanne gegossen. Sie hatte am Zaun mit Anita Garcia geschwätzt – Hey, China, macht dich das Wetter auch so fertig? Ich bin echt nur noch ein Wrack – und sich teilnahmsvoll angehört, wie sehr ihre Nachbarin in diesem letzten Monat ihrer Schwangerschaft unter Wassereinlagerungen in den Beinen litt. Sie hatte den Plymouth gewaschen und es dank sofortigem Trockenpolieren geschafft, dem Staub, der sich auf ihm niederlassen und sich in Schmiere verwandeln wollte, eine Nasenlänge voraus zu bleiben. Und zweimal war sie ins Haus gerannt, als das Telefon klingelte, aber es waren nur zwei so widerlich schmierige Vertretertypen gewesen, die sich immer erst erkundigten, wie es einem ging, ehe sie loslegten und einem einzureden versuchten, dass sich mit dem Wechsel der Telefongesellschaft auch das eigene Leben von Grund auf verändern würde.

Schließlich war es Zeit gewesen, nach Montecito aufzubrechen. Doch sie war nicht losgefahren, ohne vorher ein letztes Mal den Telefonhörer abzuheben, um sich zu vergewissern, dass ein Signal zu hören war, und ihren Anrufbeantworter zu überprüfen, um sicher zu sein, dass er Nachrichten aufzeichnete.

Die ganze Zeit über war sie wütend auf sich selbst, weil sie es nicht schaffte, ihm den Laufpass zu geben. Aber das war seit Jahren ihr Problem. Seit dreizehn Jahren, genau gesagt. Ach, verdammt, dachte sie, ich hasse die Liebe!

Schließlich klingelte das Telefon doch noch, ihr Handy, als sie auf der Rückfahrt vom Strand schon fast daheim angekommen war. Sie hatte es auf dem Sitz neben sich liegen, und keine fünf Minuten vor

dem Stück holprigem Gehweg, von wo der betonierte Fußweg zu ihrer Haustür abbog, begann es zu klingeln. Sie nahm das Gespräch an und hörte Matts Stimme.

»Hallo, du Schöne.« Er wirkte ausgesprochen gut gelaunt.

»Hallo!« Sie ärgerte sich über die Erleichterung, die in ihr hochschoss, als wäre eine Flasche gärender Angst entkorkt worden, und sagte weiter nichts.

Er verstand sofort. »Bist du sauer?«

Sie schwieg. Soll er ruhig schmoren, dachte sie.

»Jetzt hab ich wohl endgültig verspielt?«

»Wo warst du?«, fragte sie gereizt. »Ich dachte, du wolltest heute Morgen anrufen. Ich hab extra zu Hause gewartet. Ich *hasse* das, Matt. Wieso kapiert du das nicht? Wenn du keine Lust hast zu reden, dann sag es vorher, dann kann ich mich darauf einstellen. Warum hast du nicht angerufen?«

»Tut mir Leid. Ich wollte ja. Ich habe den ganzen Tag immer wieder daran gedacht.«

»Und –?«

»Es klingt leider ziemlich dünn, China.«

»Versuch's trotzdem.«

»Okay. Gestern Abend wurde es plötzlich lausekalt. Ich bin den ganzen Morgen rumgerannt und habe versucht, einen anständigen Mantel zu finden.«

»Du konntest nicht von deinem Handy aus anrufen, während du unterwegs warst?«

»Ich habe es im Hotel liegen lassen. Tut mir wirklich Leid.«

Sie hörte die allgegenwärtigen Hintergrundgeräusche Manhattans, den Lärm, den sie immer hörte, wenn er aus New York anrief. Das Hupen der Autos in den Straßenschluchten, das Dröhnen der Pressluftschlämmer, das wie Geschützdonner klang. Aber wenn er sein Handy im Hotel gelassen hatte, wieso stand er dann jetzt damit auf der Straße?

»Ich bin auf dem Weg zum Essen«, erklärte er. »Die letzte Besprechung. Des Tages, meine ich.«

Sie hatte den Wagen etwa dreißig Meter von ihrem Haus entfernt in eine freie Lücke eingeparkt. Sie hasste es, im stehenden Auto sitzen zu

bleiben, die Klimaanlage des Wagens war zu schwach, um gegen die stickige Hitze im Innern anzukommen. Aber bei Matts letzter Bemerkung wurde die Hitze plötzlich unwichtig und war kaum noch wahrnehmbar. Chinas ganze Aufmerksamkeit war schlagartig auf die Bedeutung seiner Worte konzentriert.

Immerhin hatte sie mittlerweile gelernt, den Mund zu halten, wenn er eine seiner kleinen verbalen Bomben losließ. Früher einmal wäre sie bei einer Bemerkung wie: »Des Tages, meine ich«, wie ein Berserker über ihn hergefallen und hätte versucht, seine Andeutung zu zerpfücken, um ihn festzunageln. Aber im Lauf der Jahre hatte sie begriffen, dass Schweigen ebenso gut wirkte wie Forderungen oder Anschuldigungen. Und es garantierte ihr die überlegene Position, wenn er endlich aussprach, was auszusprechen er hatte vermeiden wollen.

Es kam dann auch in einem Wortschwall: »Also, pass auf, die Situation ist Folgende: Ich muss noch eine Woche hier bleiben. Ich habe die Möglichkeit, mit ein paar Leuten über eine Finanzierung zu reden. Ich muss unbedingt mit ihnen sprechen.«

»Ach, Mensch, Matt, hör doch auf!«

»Nein, wirklich. Hör mir zu, Baby. Diese Typen haben einem Filmemacher von der NYU letztes Jahr ein Vermögen nachgeschmissen. Sie sind auf der Suche nach einem Projekt. Hast du das gehört? Sie sind auf der *Suche*!«

»Woher weißt du das?«

»Ich hab's gehört.«

»Von wem?«

»Also habe ich angerufen, und es ist mir tatsächlich gelungen, einen Termin zu bekommen. Aber erst am nächsten Donnerstag. Deshalb muss ich bleiben.«

»Dann können wir Cambria vergessen.«

»Nein, das machen wir auf jeden Fall. Nur nächste Woche geht's eben nicht.«

»Klar. Wann dann?«

»Tja, das ist das Problem.« Der Straßenlärm am anderen Ende der Leitung schien einen Moment lauter zu werden, als hätte sich Matt, von den Menschenmengen der Stadt am Ende eines Arbeitstags vom Bürgersteig gedrängt, zwischen die Autos gestürzt.

Sie sagte: »Matt? Matt?«, und glaubte einen panikerfüllten Moment lang, die Verbindung wäre abgerissen. Verdammte Handys, verdammtes Netz!

Aber er meldete sich wieder, und es war ruhiger. Er sagte, er sei rasch in ein Restaurant gesprungen. »Für den Film geht es jetzt um alles, China. Wir haben einen Festivalsieger. Mindestens Sundance-Qualität, glaub mir, und du weißt, was das heißen kann. Ich enttäusche dich wirklich nicht gern, aber wenn ich diese Chance sausen lasse, bin ich's nicht wert, überhaupt mit dir wegzufahren. Nicht mal nach Kalamazoo in Michigan. So ist das nun mal.«

»Na gut«, sagte sie, aber es war gar nicht gut, und das würde er an ihrem ausdruckslosen Ton auch merken. Das letzte Mal hatte er es vor einem Monat geschafft, sich zwischen Kontaktgesprächen in Los Angeles und der Jagd nach Geldgebern kreuz und quer im ganzen Land zwei Tage freizuschaukeln, und davor waren es sechs Wochen gewesen, in denen er sich ohne einen Tag Pause der Verfolgung seines Traums gewidmet hatte, während sie sich in ihrer Verzweiflung in eine ungeplante Telefonaktion gestürzt hatte, um ein paar Kunden an Land zu ziehen. »Manchmal frage ich mich«, sagte sie, »ob du's je auf die Reihe kriegen wirst, Matt.«

»Ich weiß. Es kommt einem vor, als dauerte es eine Ewigkeit, einen Film ins Rollen zu bringen. Und manchmal ist es ja auch so. Du kennst doch die Storys. Jahre der Vorbereitung und dann – bum! – auf Anhieb ein Riesenerfolg. Und ich möchte das machen. Ich muss es machen. Es tut mir nur Leid, dass wir dadurch kaum noch Zeit füreinander haben.«

China hörte sich das alles an, während sie einen kleinen Jungen beobachtete, der auf seinem Dreirad den Gehweg hinunterstrampelte, gefolgt von seiner wachsamen Mutter und einem noch wachsameren Schäferhund. Der Kleine gelangte an eine Stelle, wo sich der Beton unter dem Druck einer Baumwurzel aufgewölbt hatte, und das Vorderrad seines Gefährts prallte gegen die Verwerfung. Er versuchte, das Hindernis zu überwinden, aber er war machtlos, bis seine Mutter ihm zu Hilfe kam. Diese Szene rief bei China eine unerklärliche Traurigkeit hervor.

Matt wartete auf ihre Reaktion. Sie hätte gern eine neue Art des Ausdrucks für ihre Enttäuschung gefunden, aber ihr fiel nichts ein. »Ich habe vorhin eigentlich nicht den Film gemeint, Matt«, sagte sie.

»Oh.«

Danach gab es nichts mehr zu bereden. Sie wusste, dass er in New York bleiben würde, um den Termin wahrzunehmen, den er sich so hart erkämpft hatte, und dass sie allein zurechtkommen musste. Wieder ein gebrochenes Versprechen; wieder eine Faust voll Sand im Getriebe des großen Lebensplans.

Sie sagte: »Also dann, Hals- und Beinbruch für die Besprechung.«

»Wir bleiben in Kontakt. Die ganze Woche. In Ordnung?«, erwiderte er. »Ist das okay für dich, China?«

»Hab ich eine Wahl?«, entgegnete sie und verabschiedete sich.

Sie nahm es sich selbst übel, dass sie das Gespräch so abrupt beendet hatte, aber ihr war heiß, sie fühlte sich elend, mutlos und niedergeschlagen ... Man konnte es nennen, wie man wollte. Tatsache war, dass sie nichts mehr zu geben hatte.

Sie hasste jene Seite an sich, die an der Zukunft zweifelte, und meistens gelang es ihr, sie zu unterdrücken. Wenn sie jedoch mit ihr durchging und die Herrschaft an sich riss, um ihr das drohende Chaos vor Augen zu halten, führte das niemals zu etwas Gutem. Es machte sie zu einer ängstlichen Person, die sich an den Glauben in eine von ihr seit langem verabscheute Frauenrolle klammerte, in der die Frau sich einzig über den Mann definiert und daher mit allen Mitteln einen finden muss, um ihn zu heiraten und möglichst schnell mit einem Haufen Kindern festzunageln. Niemals würde sie sich dazu hergeben, schwor sie sich immer wieder. Und trotzdem wünschte es ein Teil von ihr.

Dieser trieb sie dazu, Fragen und Forderungen zu stellen und ihre Aufmerksamkeit auf ein *Wir* zu richten, statt auf das *Ich*. Und wenn das geschah, kam es zwischen ihr und dem Mann – der immer Matt gewesen war – zur Wiederholung einer Debatte, die sie seit nunmehr fünf Jahren führten. Stets ging es um Heirat und Ehe, und stets war der Ausgang der Gleiche: Auf der einen Seite sein offenkundiges Widerstreben – als brauchte sie das noch zu hören und zu sehen! –, auf der anderen ihre wütenden Vorwürfe und zum Schluss der Bruch,

jeweils von demjenigen herbeigeführt, den die Differenzen, die zwischen ihnen aufbrachen, am heftigsten aufregten.

Aber eben diese Differenzen brachten sie auch immer wieder zusammen. Denn sie würzten die Beziehung mit einer unleugbaren Spannung, die bisher weder sie noch er bei einem anderen Partner gefunden hatten. Matt hatte es wahrscheinlich versucht, da war China sicher. Sie hatte es nicht versucht. Sie wusste seit Jahren, dass Matthew Whitecomb der Richtige für sie war.

Und bei dieser Erkenntnis war China wieder einmal angelangt, als sie ein paar Minuten später ihren Bungalow erreichte: einhundertzehn Quadratmeter Wohnfläche, Baujahr 1920, ehemaliges Wochenendhaus eines Angeleno, eines Bewohners des damaligen Los Angeles. Der Bungalow stand in Gesellschaft ähnlicher kleiner Häuser in einer von Palmen gesäumten Straße, nahe genug am Wasser, um in den Genuss der Meereswinde zu kommen, weit genug entfernt, um erschwinglich zu sein.

Es war ein bescheidenes Häuschen mit fünf kleinen Räumen – wenn man das Badezimmer mitrechnet – und nur neun Fenstern, einer breiten Vorderveranda und jeweils einem rechteckigen Fleckchen Garten hinten und vorn. Vorn begrenzte das Grundstück ein Lattenzaun, von dem der weiße Lack abblätterte und auf die Blumenbeete und den Gehweg fiel.

China schleppte ihre Fotoausrüstung zu dem Tor in diesem Zaun, nachdem sie das Telefongespräch mit Matt beendet hatte. Die Hitze war hier kaum weniger drückend als draußen in den Hügeln, aber der Wind wehte nicht so stürmisch. Die Palmenblätter knisterten in den Bäumen wie ein Haufen Gebeine, und die Verbene vorn am Zaun, unter der der Boden so trocken war, als wäre er am Morgen nicht gewässert worden, ließ in der weißen Glut müde die lavendelblauen Sternblüten hängen.

Mit den schweren Fototaschen über der Schulter, hob China das schief hängende Tor an und stieß es auf, nichts anderes im Sinn, als sofort den Gartenschlauch zu holen und den Blumen Wasser zu geben. Aber bei dem Anblick, der sich ihr bot, vergaß sie dieses Vorhaben: Ein Mann, der bis auf die Unterhose nackt war, lag bäuchlings mitten auf ihrem Rasen, den Kopf auf ein Bündel aus Bluejeans und

verwaschenem gelben T-Shirt gebettet. Schuhe waren nirgends zu sehen, seine Fußsohlen waren schwarz wie die Nacht und die Fersen so schwierig, dass die Haut wie Leder wirkte. Nach dem Sauberkeitsgrad seiner Fesseln und Ellbogen zu urteilen, hielt er nicht viel von Körperpflege. Auf ausreichendes Essen und körperliche Bewegung hingegen schien er durchaus Wert zu legen; er war kräftig gebaut, ohne dick zu sein. Und es war ihm offenbar wichtig, auch genug zu trinken, denn im Augenblick hielt er eine beschlagene Flasche Pellegrino in der Hand.

Ihr Pellegrino, wenn sie nicht alles täuschte. Das Wasser, nach dem sie die ganze Fahrt gelehzt hatte.

Er drehte sich träge herum und blinzelte, halb aufgerichtet auf seinen schmutzigen Ellbogen, zu ihr herauf. »Also, bei dir kann echt jeder ins Haus, China.« Er trank einen ausgiebigen Schluck aus der Flasche.

China warf einen Blick zur Veranda. Die Fliegengittertür und die Haustür standen weit offen. »Verdammt noch mal!«, schrie sie. »Bist du schon wieder bei mir eingebrochen?«

Ihr Bruder setzte sich auf und beschattete die Augen. »Hey, wie schaust du denn aus? Dreißig Grad im Schatten, und du rennst rum wie eine Motorradbraut im tiefsten Winter.«

»Und dich wird gleich einer wegen Exhibitionismus anzeigen. Herrgott noch mal, Cherokee, denkst du eigentlich nie nach? Hier wohnen überall kleine Mädchen. Wenn eine dich so sieht, kreuzen hier binnen einer Viertelstunde die Bullen auf.« Sie runzelte die Stirn. »Hast du Sonnenschutz aufgelegt?«

»Du hast meine Frage nicht beantwortet«, sagte er. »Was soll die Ledermontur? Verspätete Rebellion?« Er lachte. »Wenn Mam diese Hose sähe, würde sie total –«

»Ich trag sie, weil ich sie mag«, unterbrach sie ihn. »Sie ist bequem.« Und ich kann sie mir leisten, fügte sie im Stillen hinzu. Das war beinahe der Hauptgrund: Aus reiner Lust für ein Stück sinnlosen Luxus Geld auszugeben, nachdem sie ihre ganze Kindheit und frühe Jugend hindurch in den Secondhand-Läden die abgelegten Klamotten anderer Leute durchstöbert hatte, um etwas zu finden, das einigermaßen passte, nicht abgrundtief scheußlich war und – darauf

achtete sie ihrer Mutter zuliebe – nicht aus Fell oder Tierhaut verarbeitet war.

»Na klar.« Er sprang auf die Füße, als sie an ihm vorüber zur Veranda ging. »Leder bei einem Santa-Ana-Wind. Das ist doch mal so richtig gemütlich. Und so vernünftig.«

»Das ist *mein* Pellegrino!« Sie ließ ihre Fotoausrüstung fallen, sobald sie im Haus war. »Ich hab mich die ganze Heimfahrt darauf gefreut.«

»Wo warst du denn?« Als sie es ihm sagte, lachte er. »Aha! Aufnahmen für einen *Architekten*. Reich und schön, hoffentlich? Und zu haben? Das ist ja echt cool. Dann lass dich mal ansehen.« Er hob die Flasche mit dem Wasser an den Mund und musterte China, während er trank. Als er genug hatte, reichte er die Flasche an sie weiter und sagte: »Den Rest kannst du haben. Deine Haare schauen Scheiße aus. Hör endlich auf, sie zu bleichen. Das steht dir nicht. Und fürs Grundwasser sind die Chemikalien, die da durch den Abfluss rauschen, ganz bestimmt nicht gut.«

»Als ob dich das Grundwasser interessieren würde!«

»Hey, ich hab gewisse Prinzipien.«

»Respekt vor anderer Leute Eigentum gehört offensichtlich nicht dazu.«

»Du kannst von Glück reden, dass nur ich der Einbrecher war«, sagte er. »Wegzufahren und die Fenster offen zu lassen, ist schon ganz schön blöd. Und deine Fliegenfenster sind ein Witz. Für die hat ein Taschenmesser gereicht.«

China sah, wie ihr Bruder sich Zugang zu ihrem Haus verschafft hatte. Er hatte sich, wie das seine Art war, gar nicht bemüht, seine Spuren zu verwischen. In einem der beiden Wohnzimmerfenster fehlte das alte Fliegengitter, das nur mit Haken und Ösen am Fensterbrett verankert und daher für Cherokee leicht herauszunehmen gewesen war. Wenigstens war ihr Bruder so schlau gewesen, durch ein Fenster einzudringen, das der Straße abgewandt und außer Sicht der Nachbarn lag, von denen jeder sofort die Polizei geholt hätte.

Mit der Flasche in der Hand ging sie in die Küche, goss das, was von dem Mineralwasser noch übrig war, in ein Glas und warf ein Limettenschnitz hinein. Sie schwenkte es ein paar Mal herum, dann

trank sie das Glas leer und stellte es, unbefriedigt und verärgert, ins Spülbecken.

»Was tust du überhaupt hier?«, fragte sie ihren Bruder. »Wie bist du hergekommen? Hast du dein Auto repariert?«

»Den Schrotthaufen?« Er ging auf nackten Füßen über das Linoleum zum Kühlschrank, öffnete ihn und wühlte in den Plastikbeuteln voll Obst und Gemüse herum. Mit einer roten Paprika in der Hand richtete er sich wieder auf, ging mit der Frucht zur Spüle und wusch sie gründlich, bevor er ein Messer aus einer Schublade nahm und sie durchschnitt. Er reinigte beide Hälften und reichte die eine seiner Schwester. »Ich hab einiges am Laufen, da brauch ich sowieso keinen Wagen.«

China biss nicht an. Sie kannte die Art ihres Bruders, sie mit Andeutungen zu locken. »Jeder Mensch braucht ein Auto.«

Sie legte die Paprika auf den Küchentisch und ging in ihr Schlafzimmer, um sich umzuziehen. In der Lederkluft schwitzte man bei diesen Temperaturen wie in einer Sauna. Man sah zwar toll aus darin, aber man fühlte sich beschissen.

»Ich hoffe, du bist nicht hergekommen, weil du dir meines ausleihen willst«, rief sie zu ihm hinaus. »Das bekommst du nämlich nicht. Frag Mam, ob sie dir ihres leiht. Ich nehme an, sie hat's noch.«

»Kommst du zu Thanksgiving runter?«, rief Cherokee zurück.

»Wen interessiert das?«

»Rate mal.«

»Ach, telefonieren kann sie wohl nicht?«

»Ich hab ihr erzählt, dass ich zu dir fahre, da hat sie gesagt, ich soll dich fragen. Also – kommst du?«

»Ich rede mal mit Matt.« Sie hängte die Lederhose und die Weste in den Schrank und warf die seidene Bluse zu den Sachen für die Reinigung. In einem losen Hawaii-Kleid und Sandalen ging sie wieder zu ihrem Bruder hinaus.

»Wo ist der gute Matt überhaupt?« Er hatte seine halbe Paprika schon gegessen und sich ihre Hälfte vorgenommen.

Sie riss sie ihm aus der Hand und biss hinein. Das Fruchtfleisch war kühl und süß, half ein wenig gegen die Hitze und den Durst. »Weg«, sagte sie. »Cherokee, würdest du dir bitte was anziehen?«

»Warum denn?« Er grinste anzüglich und schob ihr sein Becken entgegen. »Mach ich dich an?«

»Du bist nicht mein Typ.«

»Was heißt weg?«

»Er ist in New York. Geschäftlich. Also, ziehst du dir jetzt was über?«

Mit einem Schulterzucken ging er, und einen Moment später hörte sie die Fliegengittertür hinter ihm zuschlagen. In der muffigen Besenkammer, in der sie ihre Vorräte aufbewahrte, fand sie noch eine Flasche Wasser, goss sich ein Glas ein und gab ein paar Eiswürfel dazu.

»Du hast überhaupt nicht gefragt.«

Sie drehte sich herum. Cherokee präsentierte sich angekleidet – wie verlangt – in einem T-Shirt, das vom vielen Waschen eingegangen war, und einer Bluejeans, die tief auf seinen Hüften hing und so lang war, dass die Säume der Hosenbeine den Fußboden streiften. Nicht zum ersten Mal dachte China, als sie ihn betrachtete, dass er wie ein Anachronismus wirkte. Mit den zu langen rotblonden Locken, den schmuddeligen Kleidern, den nackten Füßen und seinem ganzen Auftreten nach hätte er ein verspäteter Hippy sein können. Was ihre gemeinsame Mutter zweifellos mit Stolz erfüllte, bei seinem Vater Beifall hervorrief und bei ihrem Vater Gelächter. Bei China jedoch – ärgerliche Ungeduld. Trotz seines Alters und seines straffen Körpers wirkte Cherokee immer noch so, als wäre er zu verletzlich, um das Leben allein zu meistern.

»Hey, du hast mich gar nicht gefragt«, sagte er noch einmal.

»Was denn?«

»Was ich am Laufen hab. Warum ich kein Auto mehr brauche. Ich bin übrigens per Anhalter gekommen. Aber das ist auch nicht mehr das, was es mal war. Ich bin seit gestern Mittag unterwegs.«

»Genau deswegen brauchst du ein Auto.«

»Aber nicht für das, was ich vorhabe.«

»Ich hab's dir schon gesagt, mein Auto kriegst du nicht. Das brauch ich für die Arbeit. Und wieso bist du nicht in der Uni? Hast du's wieder mal geschmissen?«

»Ich hab aufgehört. Ich brauche mehr Zeit für die Papers. Das ist ein Riesengeschäft, sag ich dir. Du hast keine Ahnung, wie viele

gewissenlose Studenten es heutzutage gibt, China. Wenn ich daraus eine berufliche Karriere machen wollte, könnte ich mich wahrscheinlich mit vierzig zur Ruhe setzen.«

China verdrehte die Augen. Die *Papers* waren Prüfungsarbeiten, Hausarbeiten, Aufsätze, gelegentlich eine Magisterarbeit und, bisher, zwei Dissertationen. Cherokee schrieb sie für zahlungskräftige Studenten, die keine Lust hatten, sich selbst zu bemühen. Das hatte schon vor langem Anlass zu der Frage gegeben, warum Cherokee – der auf nichts, was er gegen Bezahlung geschrieben hatte, etwas Schlechteres als eine Zwei bekommen hatte – es nicht schaffte, sein Studium durchzuziehen. Es war nicht mehr zu zählen, wie oft er an der Universität von Kalifornien angefangen und wieder aufgehört hatte. Cherokee allerdings hatte eine simple Erklärung für seine durchwachsene Universitätskarriere: »Wenn mir die Uni für meine Arbeit das Gleiche bezahlen würde wie die Studenten, die mich anheuern, würde ich gern arbeiten.«

»Weiß Mam, dass du's schon wieder geschmissen hast?«, fragte China ihren Bruder.

»Ich häng nicht mehr am Gängelband.«

»Natürlich nicht.« China, die nichts zu Mittag gegessen hatte, merkte, dass sie hungrig war. Sie nahm aus dem Kühlschrank die Zutaten, die sie für einen Salat brauchte, und stellte einen Teller auf den Tisch – ein Wink, von dem sie hoffte, ihr Bruder würde ihn verstehen.

»Also frag mich endlich.« Er zog einen Stuhl zu sich heran und setzte sich. Aus dem bunten Korb in der Mitte des Tisches nahm er sich einen Apfel und schien erst, als er schon hineinbeißen wollte, zu merken, dass es eine künstliche Frucht war.

Sie packte den Romanasalat aus und begann, die Blätter zu zerpfücken. »Was soll ich dich fragen?«

»Das weißt du ganz genau. Du fragst absichtlich nicht. Okay, dann frag ich eben für dich. ›Was hast du denn Tolles vor, Cherokee? Was hast du am Laufen? Warum brauchst du kein Auto mehr?‹ Jetzt kommt die Antwort: Weil ich mir ein Boot kaufe. Und das Boot deckt alles ab – Transport, Einkommen, Unterkunft.«

»Träum weiter, Butch«, murmelte China. Cherokees Lebenseinstellung hatte in vielerlei Hinsicht eine fatale Ähnlichkeit mit der dieses Banditen aus dem Wilden Westen: Immer ging es darum, das schnelle Geld zu machen, etwas umsonst zu bekommen, gut zu leben.

»Nein«, widersprach er. »Das ist eine todsichere Sache. Das richtige Boot hab ich schon gefunden. Es liegt unten in Newport – ein Fischkutter. Im Augenblick nehmen sie Leute zum Fang mit raus. Gute Kohle. Sie fischen Tunfisch und Makrelen. Meistens sind es Tagesausflüge. Die richtig fette Kohle verdienen sie mit Fahrten runter zur Baja. Es muss einiges dran gemacht werden, aber ich würde auf dem Boot wohnen, während ich es richte. Was ich an Material brauche, würde ich mir dort in den Ausstattungsgeschäften besorgen – dazu brauche ich kein Auto –, und ich würde das ganze Jahr über Leute mit rausnehmen.«

»Was verstehst du denn schon von der Hochseefischerei? Und von Booten? Und woher willst du überhaupt das Geld nehmen?« China schnitt ein Stück Gurke in den Romanasalat. Sie betrachtete Cherokees unerwartetes Auftauchen im Licht ihrer letzten Frage und sagte: »Fang gar nicht erst davon an, Bruderherz.«

»Hey! Wofür hältst du mich? Ich sagte doch, dass ich was am Laufen habe, und das stimmt auch. Verdammt noch mal, ich dachte, du würdest dich für mich freuen. Ich hab nicht mal versucht, Mam anzupumpen.«

»Weil die so viel Geld hat!«

»Sie hat immerhin das Haus. Ich hätte sie bitten können, es mir zu überschreiben, damit ich eine zweite Hypothek aufnehmen und mir das Geld auf die Weise beschaffen kann. Sie hätte sofort mitgemacht, und das weißt du auch.«

China musste ihm zustimmen. Wann hatte ihre Mutter zu Cherokees zweifelhaften Projekten je nein gesagt? *Er hat Asthma*, pflegte sie in seiner Kindheit entschuldigend zu sagen. Und später war der Spruch zu: *Er ist eben ein Mann* mutiert.

»Bei mir brauchst du es jedenfalls auch nicht zu versuchen«, sagte China. »Was ich habe, ist für mich und Matt und die Zukunft.«

»Als ob ...« Cherokee stand auf, ging zur Küchentür und öffnete sie. Die Hände an den Rahmen gestützt, blickte er hinaus in den ausgedörrten Garten.

»Als ob was?«

»Ach, vergiss es.«

China wusch zwei Tomaten und begann, sie aufzuschneiden. Sie warf einen Blick auf ihren Bruder. Mit zusammengezogenen Augenbrauen stand er da und kaute auf der Unterlippe. Sie konnte in seinem Gesicht lesen wie in einem offenen Buch: Er heckte etwas aus.

»Ich hab was gespart«, sagte er. »Es reicht natürlich nicht, aber ich sehe eine Möglichkeit, mir einen ganz netten Batzen dazuzuverdienen.«

»Du willst behaupten, du hättest dir die ganze mühselige Tramperei hier herauf *nicht* angetan, um mich um einen kleinen Zuschuss zu bitten? Du hast dir vierundzwanzig Stunden am Straßenrand um die Ohren geschlagen, um mir einen Freundschaftsbesuch zu machen und von deinen Plänen zu erzählen? Mich zu fragen, ob ich Thanksgiving zu Mam fahre? Logisch ist das nicht gerade. Es gibt Telefone. E-Mail. Telegramme. Zur Not auch Rauchzeichen.«

Er drehte sich zu ihr um und sah einen Moment schweigend zu, während sie eine Hand voll Champignons säuberte. »Wenn du's genau wissen willst«, sagte er schließlich, »hab ich zwei kostenlose Flugtickets nach Europa und dachte, meine kleine Schwester hätte vielleicht Lust, mitzukommen. Darum bin ich hier. Um zu fragen, ob du mitfliegst. Du warst doch noch nie dort, oder? Nenn's einfach ein vorzeitiges Weihnachtsgeschenk.«

China ließ das Messer sinken. »Wie, zum Teufel, bist du an zwei kostenlose Tickets nach Europa gekommen?«

»Kurierdienst.«

Kuriere, erklärte er, wurden eingesetzt, um Dokumente und Unterlagen von den Vereinigten Staaten an Bestimmungsorte rund um die Erde zu befördern, wenn der Absender fürchtete, die üblichen Beförderungsdienste wie Post, Federal Express oder UPS würden sie nicht sicher und rechtzeitig an den Empfänger ausliefern können. Unternehmen oder Privatpersonen kauften daher dem interessierten Reisenden ein Ticket an den Zielort – manchmal zahlten sie obendrein

ein Honorar –, und sobald die Sendung in den Händen des Empfängers angekommen war, konnte der Kurier sich entweder ein paar schöne Tage vor Ort machen oder aber von dort aus weiterreisen, ganz wie er wollte.

Bei Cherokee war es so gewesen, dass er am Schwarzen Brett der Universität in Irvine eine Anzeige gesehen hatte – »von einem Anwalt in Tustin, wie sich herausstellte« –, in der es hieß, man suche einen Kurier zur Beförderung einer Sendung nach Großbritannien und sei bereit, neben zwei Flugtickets ein angemessenes Honorar zu bezahlen. Cherokee hatte sich beworben und war unter der Bedingung genommen worden, dass er »auf korrekte Kleidung und einen ordentlichen Haarschnitt« achtete.

»Fünftausend Dollar Honorar«, schloss Cherokee aufgekratzt. »Wenn das kein guter Deal ist!«

»Was?! Fünftausend Dollar?« China war augenblicklich misstrauisch. »Moment mal, Cherokee. Was ist das für eine Sendung?«

»Baupläne. Deswegen hab ich ja bei dem zweiten Ticket sofort an dich gedacht. Architektur – das ist doch genau dein Ding.« Cherokee kehrte an den Tisch zurück, drehte den Stuhl herum und ließ sich diesmal rittlings darauf nieder.

»Und warum bringt der Architekt die Pläne nicht selbst rüber? Oder mailt sie übers Internet? Dafür gibt's extra ein Programm, oder wenn der Empfänger es nicht hat, warum schickt er dann die Pläne nicht per Diskette rüber?«

»Keine Ahnung! Ist mir auch egal. Fünf Riesen und ein Flugticket, China. Überleg doch mal.«

»Eben!« China schüttelte den Kopf. »Das kann nicht sauber sein. Nein, auf mich brauchst du da nicht zu zählen.«

»Hey! Wir reden von *Europa*. Big Ben. Der Eiffelturm. Das Kolosseum!«

»Dann amüsier dich mal gut. Wenn du nicht vorher am Zoll wegen Heroinschmuggel verhaftet wirst.«

»Glaub mir, die Sache ist total einwandfrei.«

»Fünftausend Dollar, nur um ein harmloses Päckchen zu befördern? Das glaub ich nie.«

»Mensch, China, sei nicht so. Du *musst* mitkommen.«

In seiner Stimme schwang ein Unterton, der sich als Ungeduld zu tarnen suchte, aber zu Verzweiflung zu werden drohte, und China sagte argwöhnisch: »Was ist los, Cherokee? Sag mir die Wahrheit.«

Cherokee zupfte an der Vinylkordel rund um den Rand der Stuhllehne. »Also, der Deal läuft nur, wenn ich mit meiner Frau reise.«

»Was?«

»Ich meine, die Tickets sind für ein Ehepaar. Das wusste ich erst nicht, aber als der Anwalt gefragt hat, ob ich verheiratet bin, hab ich ja gesagt, weil ich ihm angesehen habe, dass er darauf gewartet hat.«

»Aber warum denn?«

»Ist doch völlig egal. Merkt doch kein Mensch, dass wir kein Paar sind. Wir haben den gleichen Nachnamen. Wir sehen uns nicht ähnlich. Wir tun einfach so –«

»Nein! Ich meine, warum muss ein Ehepaar das Päckchen überbringen? In ›korrekter Kleidung‹ und mit einem ›ordentlichen Haarschnitt‹. Damit sie nicht auffallen, sondern möglichst harmlos aussehen und auf keinen Fall Verdacht erregen? Mensch, Cherokee, jetzt schalte doch mal dein Hirn ein. Das ist garantiert eine Schmuggelgeschichte, und du landest im Knast.«

»Du siehst wirklich überall Gespenster. Ich hab's nachgeprüft. Wir haben es mit einem Anwalt zu tun. Er ist echt, sag ich dir.«

»Na klar, das erhöht mein Vertrauen ganz ungemein.« Sie verteilte kleine Karotten auf dem Tellerrand, streute eine Hand voll Kürbiskerne über den Salat, träufelte Zitrone darauf und trug den Teller zum Tisch. »Also, ich mach da nicht mit. Du musst dir schon eine andere Mrs. River suchen.«

»Aber es ist niemand anders da. Und selbst wenn ich auf die Schnelle jemanden finden könnte – auf den Tickets muss River stehen, und der Pass muss mit dem Ticket übereinstimmen und ... Komm schon, China.« Er hörte sich an wie ein kleiner Junge, der nicht glauben konnte, dass sein schöner Plan, von dem er geglaubt hatte, er ließe sich mit einem Abstecher nach Santa Barbara leicht verwirklichen, ins Wasser zu fallen drohte. Das war typisch Cherokee: Hey, ich hab eine Idee – und natürlich machten die anderen einfach mit.

Aber China war dazu nicht bereit. Sie liebte ihren Bruder. Obwohl er der Ältere war, hatte sie ihn immer bemuttert, nicht nur in der Kindheit, sondern auch später noch, als sie beide Teenager gewesen waren. Aber so sehr sie Cherokee liebte, sie würde ihn keinesfalls bei einem Plan unterstützen, der zwar vielleicht leicht verdientes Geld, aber auch sie beide in Gefahr bringen würde.

»Kommt nicht in Frage«, sagte sie. »Vergiss es. Such dir einen Job. Irgendwann musst du mal dem wahren Leben ins Gesicht sehen.«

»Das versuch ich doch gerade.«

»Dann such dir eine *geregelte* Arbeit. Früher oder später musst du das sowieso tun. Dann am besten gleich.«

»Na toll!« Er sprang auf. »Das ist echt klasse, China. Such dir eine geregelte Arbeit. Sieh dem wahren Leben ins Gesicht. Und ich bemühe mich, hab sogar schon eine Idee, wie ich drei Fliegen mit einer Klappe schlage – Job, Haus und Geld –, aber dir ist das offensichtlich nicht gut genug. Es muss das wahre Leben sein und ein Job, so wie du ihn dir vorstellst.« Er stürmte zur Tür hinaus in den Garten.

China folgte ihm. Ein Vogelbad stand in der Mitte des vertrockneten Rasens, Cherokee kippte das Wasser aus, packte eine Drahtbürste neben dem Sockel und attackierte damit zornig schrubbend die Algen im geriffelten Becken. Er lief zum Haus, wo ein zusammengerollter Schlauch lag, drehte das Wasser auf und zog den Schlauch zum Vogelbecken, um es neu zu füllen.

»Jetzt hör doch mal zu«, sagte China.

»Vergiss es«, entgegnete er. »Du findest es blöd. Und mich findest du genauso blöd.«

»Hab ich das gesagt?«

»Ich will nicht so leben wie alle anderen – jeden Tag malochen von acht bis fünf für ein paar lausige Kröten –, aber das passt dir nicht. Für dich gibt es nur eine Art, sein Leben zu führen, und jeder, der andere Vorstellungen hat, ist unrealistisch und blöd und kann nur im Knast enden.«

»Wo kommt denn das alles her?«

»Deiner Ansicht nach soll ich mich für Peanuts krumm und bucklig schuften und die paar Mäuse auch noch brav auf die hohe Kante legen, damit ich am Ende mit einer Hypothek und einem Stall voll

die Handschuhe heruntergerissen und in die Taschen gestopft hatte.

»Zwei Uhr morgens oder um den Dreh«, lautete die knappe Antwort. »Strangulation, wie Sie sehen. Schnittwunden, alle posthum. Ein durchgehender Schnitt für die Wunde am Torso, kein Zaudern. Und sehen Sie hier die Öffnung? Im Bereich des Brustbeins? Es sieht aus, als hätte unser Messerstecher die Hände hineingesteckt und die Öffnung gewaltsam verbreitert wie ein miserabler Chirurg. Ob innen irgendetwas fehlt, werden wir erst wissen, wenn wir ihn selbst aufgeschnitten haben. Scheint mir aber zweifelhaft.«

Lynley entging nicht, mit welcher Betonung der Pathologe das Wort *innenausgesprochen* hatte. Er sah rasch auf die gefalteten Hände des Opfers hinab, dann zu den Füßen. Alle Finger und Zehen vorhanden. Er fragte: »Und was weist der Junge äußerlich auf? Fehlt etwas?«

»Der Nabel. Er ist einfach rausgeschnitten worden. Sehen Sie mal.«

»Himmel.«

»Ja. Opal hat es hier mit einem ganz komischen Vogel zu tun.«

Bei Opal handelte es sich um eine grauhaarige Frau mit leuchtend roten Ohrenwärmern und passenden Fäustlingen. Sie löste sich aus einer Schar uniformierter Constables, die bei Lynleys Ankunft in eine Debatte vertieft gewesen waren, und kam entschlossenen Schrittes auf ihn zu. Sie stellte sich als DCI Opal Towers von der Theobald's-Road-Polizeiwache vor, in deren Revier sie sich befanden. Sie hatte einen Blick auf das Opfer geworfen und sofort erkannt, dass sie es hier mit einem Täter zu tun hatte, der »in Serie gehen konnte«, wie sie es ausgedrückt hatte. Sie hatte irrtümlich angenommen, der Junge auf dem Grab sei das unglückliche erste Opfer eines Mörders, den sie schnell identifizieren und festnehmen würden, ehe er wieder zuschlug. »Aber DC Hartell dort drüben meint, er habe einen ähnlichen Mord in

Tower Hamlets gesehen, als er vor einiger Zeit in der Brick-Lane-Wache stationiert war.« Sie wies auf einen Detective Constable mit Babygesicht, der zwanghaft auf seinem Kaugummi kaute und sie mit nervösen Blicken beobachtete, als erwarte er eine Standpauke. »Ich habe seinen ehemaligen Chef angerufen, und wir haben ein paar Takte geredet. Es sieht so aus, als hätten wir es hier mit demselben Täter zu tun.«

An diesem Punkt hatte Lynley sie nicht gefragt, warum sie nach dieser Erkenntnis Scotland Yard eingeschaltet habe. Erst bei seinem Gespräch mit Hillier hatte er erfahren, dass es weitere Opfer gab. Und was er ebenfalls nicht gewusst hatte, war, dass drei davon ethnischen Minderheiten angehörten. Und er hatte auch nicht gewusst, dass keiner der Jungen bisher von der Polizei identifiziert worden war. All das legte Hillier ihm erst später dar. In St. George's Gardens war er lediglich zu dem Schluss gekommen, dass Verstärkung vonnöten war, um eine Untersuchung zu koordinieren, die Ermittlungen in zwei radikal gegensätzlichen Stadtvierteln erforderte: Brick Lane in Tower Hamlets war das Zentrum der Einwanderer aus Bangladesch, vermischt mit den wenigen Einwanderern von den Westindischen Inseln, die vormals dort die Mehrheit gebildet hatten. St. Pancras hingegen, wo St. George's Gardens als grüne Oase zwischen eleganten georgianischen Häusern diente, war ganz entschieden monochrom, und die entsprechende Hautfarbe war weiß.

»Wie weit sind die Kollegen in Brick Lane mit ihren Ermittlungen?«, fragte er sie.

Sie schüttelte den Kopf und schaute zu dem schmiedeeisernen Tor hinüber, durch welches Lynley gekommen war. Er folgte ihrem Blick und sah, dass die Medienvertreter sich versammelten – unschwer erkennbar an ihren Notizblöcken, Diktiergeräten und den Vans, aus denen Videokameras ausgeladen wurden. Ein Beamter dirigierte sie zu einer Seite.

DCI Towers schüttelte den Kopf. »Hartell sagt, die in Brick Lane haben keinen Finger krumm gemacht. Das war der Grund, warum er von dort weg wollte. Er sagt, es ist ein endemisches Problem. Tja, kann sein, dass er nur einen Groll gegen seinen ehemaligen Chef hegt, kann aber genauso gut sein, dass die Kollegen dort drüben am Steuer eingeschlafen sind. Wie dem auch sei, wir müssen die Ärmel aufkrepeln.« Sie zog die Schultern hoch und steckte die Hände samt Handschuhe in die Taschen ihrer Daunenjacke. Sie nickte zu den Reportern hinüber. »Wenn sie das rauskriegen, wird es ein gefundenes Fressen für sie sein ... Ganz unter uns, ich dachte mir, es ist das Beste, wenn wir den Eindruck erwecken, als wimmele es hier nur so von Polizisten.«

Lynley betrachtete sie interessiert. Sie sah nicht aus wie eine politische Strippenzieherin, aber sie war eindeutig auch nicht auf den Kopf gefallen. Trotzdem erschien es ihm klug, zu fragen: »Sie sind also sicher, dass Constable Hartells Behauptungen zutreffen?«

»Anfangs nicht«, räumte sie ein. »Aber er hat mich schnell überzeugt.«

»Wie?«

»Er hat den Leichnam nicht so gesehen wie ich, aber er hat mich beiseite genommen und nach den Händen gefragt.«

»Die Hände? Was ist mit den Händen?«

Sie warf ihm einen Blick zu. »Sie haben sie nicht gesehen? Dann kommen Sie besser mal mit, Superintendent.«

...

Ende der Leseprobe

MIT EINEM KLICK BESTELLEN

[Mit einem Klick bestellen](#)